



JANA SCHÄFER

**ORANGEN-
LEUCHTEN
AN DER
ALGARVE**

ROMAN

GMEINER



JANA SCHÄFER

**ORANGEN-
LEUCHTEN
AN DER
ALGARVE**

JANA SCHÄFER

**ORANGEN-
LEUCHTEN
AN DER
ALGARVE**

ROMAN

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2026 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 07575/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung der Fotos von: © membio / iStock.com;
undefined undefined / iStock.com
ISBN 978-3-7349-3705-7

Für E.

Ab jetzt immer auch für dich.

Als ich erfuhr, dass mein Vater gestorben war, schien die Sonne. Über der Stadt spannte sich ein wolkenloser Himmel und alles lag in gleißendem Licht an diesem kühlen Frühlingstag. Es war die Sorte von Anblick, die Malerinnen auf ihren Leinwänden einfingen und über die Dichter poetische Texte verfassten. Für mich würde es später vor allem die Sorte von Tag sein, die sich für immer ins Gedächtnis brannte und von der ich mir wünschte, es hätte sie nie gegeben.

Ich vergrub meine Hände in den Jackentaschen, verließ meine Wohnung in der Altstadt und tauchte in die Kölner Morgenhektik ein. Passantinnen und Passanten liefen mit eiligen Schritten die Straßen entlang, ein Handy am Ohr und einen Kaffeebecher in der Hand. Man grüßte sich nicht, aber in der treibenden Geschäftigkeit lag eine routinierte Ruhe, die meinen Puls augenblicklich verlangsamte.

Entschlossen ging ich zur nächsten S-Bahn-Haltestelle. Die Temperaturen würden laut Wetter-App trotz Mitte April auf gerade mal dreizehn Grad klettern. Fröstelnd trat ich von einem Fuß auf den anderen. Sobald die Bahn einfuhr, drängten die Leute auf die Türen zu. Wärme schlug mir entgegen, und mit einem erleichterten Seufzen flüchtete ich ins Innere.

Das Studio, in dem wir drehten, lag ein Stück außerhalb, deshalb hatte ich mir angewöhnt, die Fahrzeit für Social Media zu nutzen. Fast schon unbewusst griff ich

nach meinem Handy, checkte meine Accounts und postete einen Schnappschuss, den ich heute Morgen vor dem Spiegel aufgenommen hatte. Ich war darauf ungeschminkt und sah relativ müde aus, was die Stylistin später hoffentlich ändern würde. *Vorfreude auf den Drehtag*, schrieb ich dazu und schloss die App wieder. Die vielen Nachrichten, die sich bereits in meinem Postfach tummelten, ignorierte ich fürs Erste.

Es war kurz nach halb neun, als ich das Filmstudio erreichte. Im Eingang schälte ich mich aus meinem Mantel und hängte ihn an die Garderobe. Die warme Heizungsluft des Studios kroch in meinen Körper, und ich spürte, wie meine Muskeln sich entspannten.

Mein erster Gang führte zur Kaffeemaschine, mein zweiter zu Becca, Fernsehregisseurin und kreativer Kopf unserer Show. Seit drei Jahren war ich das Gesicht von *Dinner Talk*, und es verging kaum eine Woche, in der ich nicht mit dem leisen Gefühl von Stolz zur Arbeit erschien. All die Praktika an diversen Fernsehsets, die vielen hinterhergetragenen Cappuccini, die zweideutigen Blicke irgendwelcher Darsteller und Show-Gäste, die Überstunden und der Schlafmangel hatten sich gelohnt. Anfangs hatten sie mir gesagt, als Frau würde es in der Branche hart werden. Meine Antwort waren ein ironisches Lächeln und ein imaginärer Mittelfinger gewesen. Und jetzt war ich aus der Show nicht mehr wegzudenken und das Titelbild mit mir ein stumm geschrienes »Ihr hättet mich nicht unterschätzen dürfen«. Lukas, mein Ansprechpartner vom Sender, war einer der wenigen männlichen Mitarbeiter, die von Anfang an an mein Konzept geglaubt hatten, und es hatte sich ausgezahlt.

»Da bist du ja!« Becca kam mir entgegen, als ich mit dem Kaffee in der Hand den Besprechungsraum ansteuerte,

in dem wir uns vor den Drehs zum Planen und Brainstormen trafen. Ihr Auftreten war jedes Mal gleich: energische Schritte, knallroter Lippenstift – *Dangerous* von MAC, wenn sie neben ihrem unerschütterlichen Ehrgeiz ein Markenzeichen besaß, dann das –, die kurzen Haare gestylt zurückgekämmt, die Füße in High Heels, dazu ein Blazer über einem Rock oder einer engen Hose. Alles an ihr schrie Eleganz und Business. Ob sie sich auch manchmal so fühlte, als würde sie in eine Art Superheldinnenuniform schlüpfen, wenn sie morgens das Haus verließ? Als würden unsere Absätze und schultergepolsterten Blazer die unsicheren Mädchen verbergen, die wir irgendwann mal gewesen waren.

»Hi, sorry für die Verspätung.«

Becca machte eine wegwerfende Handbewegung und zog damit meine Aufmerksamkeit auf ihren korallenroten Nagellack, der mich daran erinnerte, bald einen Termin im Nagelstudio zu vereinbaren. »Kein Problem. Dennis verspätet sich wegen eines Zugstreiks, und Kyra habe ich bisher auch noch nicht gesehen. Wir können ja schon mal den Plan für heute durchgehen.«

Ich nickte erleichtert und folgte ihr in den Besprechungsraum. Jede Minute im Studio musste genutzt werden. Drehtag hieß, von morgens bis abends vor der Kamera zu stehen und am Ende im besten Fall gleich zwei Sendungen im Kasten zu haben.

»Die Zahlen von letzter Woche waren übrigens richtig gut, fünf Prozent höhere Einschaltquoten als das letzte Mal.«

»Scheint, als wären italienische Antipasti und Affären am Arbeitsplatz attraktive Themen«, scherzte ich, halb erleichtert, dass es gut gelaufen war, halb frustriert, weil ich genau wusste, dass so was zehnmal besser lief als Diskussionen über gesellschaftlich relevante Themen.

Becca hatte es mir oft genug gesagt: Die Leute schauten die Show nicht wegen kontroverser Debatten oder weil sie scharf auf meine Gerichte waren und es kaum erwarten konnten, die Rezepte nachzukochen. Sie wollten unterhalten werden. Und gute Unterhaltung lag nun mal besser nicht zu schwer im Magen.

Kaum hatte sie sich an den Tisch gesetzt – ein edles Mahagoni-Exemplar mit glänzender Oberfläche –, holte Becca ihr iPad aus der Tasche. Das Display leuchtete auf. Wir würden rasch noch mal den heutigen Plan durchgehen, ehe ich mich später in die Küche stellte, ein Rote-Bete-Carpaccio und eine Ofenminestrone mit Parmesankrustis zubereitete und dabei über das Dating-Leben um die dreißig sprach. Zweimal im Monat strahlte der Sender eine Folge der Show aus, anschließend wurde sie in der Mediathek gespeichert und in den Tagen danach zahlreich gestreamt. Ein Erfolgsgarant, auch nach drei Jahren noch. Begleitend bewarb ich die Show in den sozialen Medien, wo ich auf meinen Accounts regelmäßig Ausschnitte postete.

»Da wir für heute keinen Special Guest haben, würde ich vorschlagen, dass du zunächst mit einem unverfänglichen, leichten Thema startest, du weißt schon, als kleiner Appetizer ...« Beccas Fingernägel klackerten auf dem Touchscreen, als sie das iPad bediente.

Ich nickte zustimmend. »Mein erster Gedanke war eine Anekdote zu dieser neuen Dating-App, *Sparked*, die sponsern einen Teil der heutigen Sendung, und die Leute mögen es ja bekanntlich, pikante Details aus meinem Leben zu erfahren.« Auch wenn ich nicht wusste, was an ein paar Drinks mit einem dreißigjährigen Singlemann in einer x-beliebigen Bar in Köln pikant sein sollte. Denn meistens ging es nur um mehr oder weniger skur-

rile Dating-Erfahrungen, die vermutlich jede zweite Frau schon so ähnlich erlebt hatte. Doch die Zuschauerinnen und Zuschauer liebten diese Themen. In meinem Postfach landeten anschließend jedes Mal zahlreiche eigene Geschichten und vertrauensvolle Nachrichten von Frauen, vereinzelt auch von Männern, die sich in meinen Schilderungen wiedererkannt hatten. Dieser Austausch war Teil meines Jobs, und ich achtete darauf, persönliche Einblicke zu geben, ohne dabei zu privat zu werden. Dennoch tat es gut, über meine Gedanken zu sprechen. Zu wissen, dass es anderen genauso erging wie mir. Viele von uns waren weit davon entfernt, den Lebensentwurf zu leben, den sämtliche Bücher und Filme unserer Kindheit vermittelt hatten und in dem man mit dreißig selbstverständlich schon verheiratet oder zumindest verlobt war. Es half, diese veralteten Ideale loszulassen und mir klarzumachen, dass mein eigener Weg anders aussehen durfte. Die Scham darüber abzulegen, war etwas, womit viel zu viele Frauen zu kämpfen hatten. Wenn ich mit meinen Worten auch nur ein kleines Stück dazu beitrug, hatte ich mein Ziel bereits erreicht.

»Das klingt perfekt.« Beccas Finger flogen über das Display, ihre Augenbrauen schoben sich konzentriert zusammen und ich wusste, dass sie bis auf unbestimmte Zeit in diesem Zustand, in dem ihr gesamter Fokus auf der Arbeit lag, verharren würde. Sie war dreiunddreißig, vier Jahre älter als ich, und lebte praktisch für ihre Karriere.

Gemeinsam verbrachten wir die nächsten Stunden über Tablets und Skripte gebeugt, und wie so oft verlor ich dabei jegliches Zeitgefühl. Ich liebte es, wenn ich mich in diesem Flow befand, wenn die Ideen nur so sprudelten. Es waren Momente, in denen ich manchmal immer noch staunte, dass das tatsächlich mein Job war.

Kyra und Dennis, unser Produzententeam, stießen irgendwann dazu, und später kamen die Maskenbildnerinnen und Stylisten ins Studio.

Während ich in der Maske saß, checkte ich mein Handy und überflog die Mail eines Werbepartners, der mich für eine Kooperation anfragte. Die Produkte – eine neue vegane Skincare-Reihe – sahen auf den ersten Blick nach etwas aus, was zu mir und meinen Followerinnen passen könnte, aber das würde ich morgen genauer prüfen.

Die Studioecke, in der wir drehten, war wie üblich hell ausgeleuchtet, die dunkel glänzenden Keramikflächen der Küche waren blitzblank geputzt und die benötigten Zutaten in Schüsseln bereitgestellt. Ich positionierte mich vor der niedrigen Theke für die Startaufnahme, bevor ich, gefolgt von der Kamera, an die Arbeitsflächen in der Küche treten würde.

»Ruhe bitte!« Becca klatschte in die Hände und sämtliches Gemurmel verstummte. Routiniert schaute ich zu Kai, Tontechniker und verlässlichster Kumpane für einen Feierabenddrink. In den ersten Monaten waren wir ein paarmal im Bett gelandet, hatten dann aber entschieden, es für eine weitere professionelle Zusammenarbeit bleiben zu lassen. Er reckte den Daumen. »Läuft!«

Mein Blick flog zur Kamera.

»Läuft.«

Beccas leises »Und bitte« brauchte ich nicht. Mit gestrafften Schultern und einem erprobten Lächeln, das ich morgens zusammen mit CHANEL N°5 auflegte, ein Duft, der mir stets Selbstsicherheit verlieh, startete ich mit der Begrüßung. Obwohl ich die Worte über die Jahre hinweg unzählige Male in die Kamera gesprochen hatte, erfüllte mich dabei ein vorfreudiges Kribbeln. »Willkommen zurück zum *Dinner Talk*, mein Name ist Cassy, und

ich habe heute Abend nicht nur kleine Häppchen, sondern auch ein wahres Genussspektakel für euch parat ...«

Während der nächsten Stunden schrumpfte die Welt. Sie wurde kleiner, so klein, dass sie nur noch diese Küche, das Essen vor mir und das Filmteam umfasste. Ich atmete lächelnd den Duft der Speisen ein, und während ich schnipelte und rührte, kam etwas in mir zur Ruhe. So war es immer, wenn ich kochte.

»Und dann hat der Kerl mich angegrinst und gemeint, ich wäre genau die Frau, nach der er sucht. Als ich wissen wollte, warum, wurde sein Lächeln noch breiter ...« Ich machte eine kurze Pause, um die Spannung zu steigern, und schaute in die Kamera. »Wisst ihr, was seine Antwort war? *Weil ich mit dir endlich eine Frau hätte, die sich freiwillig gern in die Küche stellt.*« Ich schnaubte und holte die Minestrone aus dem Ofen. Dampfend breitete sich der würzige Geruch der Suppe aus und ich begann, die Parmesankrustis, die ich in der Pfanne zubereitet hatte, darüberzustreuen.

»Wie ihr euch denken könnt, gab es danach kein zweites Date mehr.« Mit einem amüsierten Kopfschütteln beendete ich meine Geschichte und hob die Schale leicht an, damit die Kamera das fertige Gericht gut einfangen konnte.

Während des Drehs verschwanden jegliche Unsicherheiten, Zweifel und Sorgen. Hier war ich in meinem Element. Sämtliche Gedanken verloren sich in einem Dunst des Vergessens und übrig blieb nur die Version von mir, die eine erfolgreiche Kochshow führte und wusste, was sie tat. Die Version, der nichts und niemand etwas anhaben konnte.

Erst danach, als wir uns im Team abgeklatscht und zu einem gelungenen Dreh gratuliert hatten, als die Make-up-verschmierten Abschminktücher im Mülleimer gelandet

waren und ich erneut zu meinem Handy griff, holte die Realität mich wieder ein.

Ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. So als würde mein ganzes Unterbewusstsein plötzlich Alarm schlagen und die Panik an die Oberfläche drängen.

In meinem Brustkorb zog sich etwas zusammen, während ich auf die sieben verpassten Anrufe von meiner Mutter starrte. Sie rief sonst nie unter der Woche an.

2

Ich ging nicht zur Beerdigung. Von meiner Mutter erfuhr ich, dass sie in der Nähe von Faro stattfand. Die Information gab sie mir zwei Tage nach dem Anruf. Zwei Tage, nachdem ich mitten in Köln auf dem Weg zur S-Bahn von seinem Tod erfahren hatte.

»Es tut mir so leid«, hatte sie geschluchzt, und ich hatte nach Worten gesucht und keine gefunden. Anschließend war ich mit meiner besten – und einzigen – Freundin Emma in eine Bar gegangen. Wir hatten uns vor Jahren bei dem Event einer Modemarke kennengelernt, zu dem sie als Model eingeladen war. Ich hatte damals noch am Anfang meiner Karriere gestanden, und wir hatten uns auf Anhieb gut unterhalten. Seitdem verabredeten wir uns, sooft es unser Terminkalender zuließ. Besuchten gemeinsam Sportkurse oder gingen abends aus.

Diesmal traf ich sie hauptsächlich, um nicht allein in meiner stillen Wohnung zu sitzen. Und weil ich keinen Schimmer hatte, wie man reagieren sollte, wenn der eigene Vater starb.

Ich hatte gewusst, dass er im Süden Portugals lebte, und immer geahnt, dass meine Mutter weitere Informationen hatte. Mehr als einmal hatten mir die Fragen nach ihm auf der Zunge gebrannt, aber ich hatte sie nie ausgesprochen. Nicht, nachdem jahrelang nur Karten mit belanglosen Zweizeilern zum Geburtstag von ihm gekommen waren. Kein Besuch, keine Einladung. Irgendwann hatte ich aufgehört,

ihm zu antworten. Die Karten und Mails waren trotzdem noch eingetrudelt, aber ich hatte ihnen keine weitere Beachtung geschenkt. Es war leichter gewesen, ihn aus meinem Leben wegzudenken, als mich dem Schmerz zu stellen, der mit den Gedanken an ihn einherging. Zumindest hatte ich mir das stets eingeredet.

In der Woche nach der Nachricht von seinem Tod postete ich jeden Morgen eine Story auf Social Media. Mich an der Normalität festzuhalten, war Trost und Ablenkung zugleich. Ganz abgesehen davon, würde es sofort auffallen, wenn ich online weniger aktiv war, und ich wollte keine besorgten Nachfragen riskieren. Ich bewarb die nächste Ausstrahlung von *Dinner Talk*, sagte der Kooperation mit der Skincare-Reihe zu, teilte Fotos von dem Roman, den ich gerade las – eine Familiensaga über zwei Schwestern, die sich nach Jahren wiederfanden. Außerdem drehte ich ein kurzes Video zu meiner Haarroutine, nach der mich meine Followerinnen regelmäßig fragten. Zudem machte ich auf einen aktuellen Artikel zu den Vorteilen von regelmäßiger Vitaminzufuhr aufmerksam und packte mir den Terminkalender so voll, wie es nur ging. Auch wenn die Arbeit mir leicht von der Hand ging, fehlte die übliche Leichtigkeit dabei, und mit jedem Tag fragte ich mich mehr, wie ich sie zurückerlangen konnte. Geweint hatte ich bisher nicht und ich versuchte, nicht zu sehr über das Warum nachzudenken.

Wenn ich kaum daran dachte, weil ich keine Zeit dafür hatte, vergaß ich vielleicht, dass er tot war. In den letzten Jahren hatte ich oft das Gefühl gehabt, nicht wirklich einen Vater zu haben. Doch nun, da ich definitiv keinen mehr hatte, wurde mir bewusst, dass das – zumindest emotional – ein himmelweiter Unterschied war. Ich tat alles, um mit meinem Leben weiterzumachen wie bisher und die

Nachricht nicht zu nah an mich heranzulassen. Aber wenn ich ganz ehrlich war, gelang es mir nicht sonderlich gut.

Seufzend öffnete ich den Backofen und schob die Tiefkühlpizza hinein, die ich in meinem Gefrierschrank gefunden hatte. Man sollte meinen, als erfolgreiche Fernsehköchin liebte ich es, mir Zeit zum Kochen zu nehmen, doch in den meisten Wochen schaffte ich das höchstens ein bis zwei Mal. Dann hörte ich dabei ein Hörbuch oder einen Podcast, über den ich anschließend auf Social Media etwas postete – zusammen mit den Rezepten, wohlweisend, dass einige meiner Followerinnen es kaum erwarten konnten, sie auszuprobieren. Doch heute war mir nicht nach Kochen.

Ich wollte mich mit einem Actionfilm auf der Couch verkriechen und den Aufruhr in meinem Inneren übertönen. Wollte alles tun, um nicht über diesen Brief nachdenken zu müssen, der heute in meinem Briefkasten gelegen hatte.

Seit er mir heute Morgen entgegengefallen war und ich den Absender gesehen hatte, ignorierte ich ihn. Ich hatte ihn auf den Esstisch gelegt und anschließend Videos zu einer neuen Kooperation gedreht und mich mit Becca für die Planung des nächsten Drehblocks getroffen. Er stand zwar erst in knapp vier Wochen an, aber wir planten gerne großzügig voraus, sodass wir genug Zeit hatten, um an den Details zu feilen.

Jetzt, während ich nach einem langen Tag auf die Pizza wartete, schien der weiße Briefumschlag förmlich zu leuchten. Zu versuchen, ihn nicht zu beachten, war zwecklos. In einem Anflug von Entschlossenheit griff ich danach und setzte mich an den kleinen Küchentisch, den ich kurz nach meinem Einzug gekauft hatte. Er war aus einem hellen Holz, und die beige Vase mit den nachtblauen Kunstblumen passte perfekt dazu.

»Du schaffst das«, murmelte ich. Es war nur ein Brief. Doch der offizielle Stempel des portugiesischen Nachlassgerichts blinkte mir wie ein Warnsignal entgegen.

Kurz wünschte ich, ich hätte Emma Bescheid gesagt. Sie würde uns zwei Gläser Wein einschenken und das Ganze mit hochgezogenen Augenbrauen und unverkennbarer Neugier im Blick verfolgen. *Das ist 'ne krasse Nummer, Cassy. Dein Vater hat dir offenbar etwas vererbt, obwohl ihr jahrelang kaum Kontakt hattet. Hoffentlich geht es dabei nicht um Schulden.*

Ich hatte ihr inzwischen von seinem Tod erzählt. Ihre Betroffenheit war greifbar gewesen, was mir klargemacht hatte, wie wenig Trauer ich selbst bisher gezeigt hatte. Über den Verlust meines Vaters zu reden, hatte mich nicht sonderlich getröstet, sondern vor allem daran erinnert, dass ich immer noch nicht richtig geweint hatte. Bevor ich darüber nachdenken konnte, ob deswegen etwas mit mir nicht stimmte, holte ich ein Glas und eine Flasche Wein aus der Küche und trank nach dem Einschenken einen großzügigen Schluck. Dann riss ich den Brief auf. Schluss mit Spekulationen. Vielleicht hatte er mir auch überhaupt nichts hinterlassen und ich stand nur der Form halber im Testament.

Dear Ms Cassiopeia Sander, ... Es handelte sich um ein offizielles Schreiben auf Englisch, und nach wenigen Zeilen wurde deutlich, dass das alles kein Versehen war. Dass es sich nicht nur um eine Pflichtmitteilung handelte, sondern mein Vater mir tatsächlich etwas hinterlassen hatte. Ich brauchte ein paar Anläufe, um den Brief zu verstehen. Das portugiesische Erbrecht unterschied sich offenbar in einigen Punkten von dem deutschen. Was ich jedoch begriff, war, dass es sich um ein öffentliches Testament handelte, das von einem Notar aufgenommen und beurkundet worden war. Wenn ich das Erbe annehmen wollte, benötigte

ich ein europäisches Nachlasszeugnis, das ich laut Internetsuche bei portugiesischen Notaren sowie bestimmten Verwaltungsbehörden beantragen konnte.

Die Informationen kreisten durch meinen Kopf, ohne dass ich sie wirklich greifen konnte.

Zitternd zog ich den Brief ein weiteres Mal zu mir heran und trank einen Schluck Wein, obwohl kein Alkohol der Welt mich auf das hier vorbereiten könnte. Die Zeilen verschwammen vor meinen Augen, aber ich schaffte es, sie noch ein zweites und drittes Mal zu lesen.

Das kann nicht sein Ernst sein!

Ein lautes Piepsen durchdrang die Stille, und ich schreckte zusammen. Es brauchte ein paar Sekunden, bis ich realisierte, dass das Geräusch vom Ofen kam. Die Pizza war fertig. Ich stellte den Timer ab und griff mit mechanischen Bewegungen nach Teller und Besteck.

Eine verdammte Orangenplantage. Er hatte mir und *anderen Angehörigen* seine Farm vererbt, eine Farm, von deren Existenz ich bis eben nicht einmal gewusst hatte.

Was um alles in der Welt sollte ich damit? Bei den *anderen Angehörigen* tippte ich auf seine neue Frau. Aus irgendeinem Grund nannte ich sie immer noch so, dabei hatte ich schon vor bald zwanzig Jahren von ihr erfahren.

Das ergab alles keinen Sinn. Wie ferngesteuert lief ich mit der Pizza und dem Wein ins Wohnzimmer. Den Brief ließ ich neben meinem Handy liegen. Ich würde die Realität nicht lange aussperren können, aber für ein paar wenige Stunden schon. Sobald ich Teller und Glas auf dem Couchtisch abgestellt hatte, griff ich nach meiner Fernbedienung und erweckte den Bildschirm zum Leben. Ich klickte den nächstbesten Actionfilm an, aber auch die lauten Beats, die aus meinen Lautsprechern drangen, und das Auto, das in halsbrecherischer Geschwindigkeit die Straße entlangraste,

konnten meine Gedanken nicht übertönen. Doch ich wusste, wenn ich den Bildschirm ausmachte und die Stille zurückkehrte, würde der Druck auf meiner Brust noch unerträglicher werden. Also klickte ich nach dem Film direkt den nächsten an, bis ich irgendwann auf der Couch in einen unruhigen Schlaf fiel.

Die Welt sah am nächsten Tag nicht besser aus. Ich wachte mit Rückenschmerzen und einem pelzigen Geschmack im Mund auf. Mein Blick fiel auf das halbleere Weinglas, und ich brauchte ein paar Sekunden, um zu verstehen, warum ich auf meiner Couch lag. Die Erinnerungen brachen über mich herein und Übelkeit breitete sich in mir aus. Ich sprang auf und schaffte es gerade noch rechtzeitig ins Bad, um meinen Magen über der Kloschüssel zu entleeren. Wieder und wieder krampfte sich mein Inneres zusammen, bis nichts mehr übrig war und ich ermattet auf die kalten Fliesen sank.

Eine gefühlte Ewigkeit lag ich reglos da und starrte an die weiße Zimmerdecke, dachte an die Zeilen aus dem Brief, dazwischen flimmerten Bilder von meinem Vater auf. Ich versuchte, sie wie bisher zurückzudrängen, aber die Box, in die ich sämtliche Erinnerungen gesperrt hatte, schien sich an den Rändern aufzulösen.

In den letzten Jahren hatte ich alles dafür getan, um mich nie wieder so zu fühlen wie damals: so unendlich hilflos und allein. Ich würde nicht zulassen, dass ich jetzt von der Traurigkeit überrollt wurde, die ich zu überwinden geglaubt hatte.

Das hier war ich nicht. Ich war niemand, der auf dem Badezimmerboden zusammenbrach und sich vor Übelkeit kaum aufrecht halten konnte. Ich war niemand, der mit Nachrichten wie dem Testament nicht zurechtkam.

Vorsichtig, um meinen Kreislauf nicht zu überfordern, stemmte ich mich auf meinen Händen hoch. Was ich jetzt brauchte, war eine kalte Dusche. Anschließend würde ich frühstücken, mich um meine Social-Media-Accounts kümmern und mir eine Übersicht über die Projekte der nächsten Wochen verschaffen.

Und dann würde ich die Homepage der Orangenplantage suchen und mir meine nächsten Schritte überlegen.

»Was wirst du tun?« Emmas Frage drang durchs Handy, und ich griff nach der Tasse Kräutertee, die neben dem aufgeklappten Laptop auf meinem Couchtisch stand. Mit zusammengekniffenen Augen starrte ich auf den Flug, den ich herausgesucht hatte.

»Ich überlege hinauszufahren.«

Emma stieß einen überraschten Laut aus. »Oh wow, also passiert das wirklich?«

Ich zog die Schultern hoch und erinnerte mich, dass sie mich nicht sehen konnte. »Ich schätze, ja? Während der letzten Tage war ich hin- und hergerissen, aber irgendwie lässt der Brief mich nicht los. Ich habe mich daran gewöhnt, dass mein Vater kaum eine Rolle in meinem Leben spielt, aber das Thema war trotzdem nie ganz abgeschlossen. In schwachen Momenten habe ich mich gefragt, wie er lebt und ob er noch an mich denkt ... keine Ahnung.«

»Du hoffst, jetzt Antworten darauf zu bekommen?«

»Das auch, ja. Ich glaube, dass ich das Kapitel besser abschließen kann, wenn ich gesehen habe, wo er gelebt hat. Ich weiß nicht, wieso er mir diese Plantage vererbt hat, das ergibt überhaupt keinen Sinn, aber irgendwas muss er sich dabei gedacht haben, oder? Vielleicht kann ich meinen Anteil an der Farm verkaufen, das Geld könnte ich gut gebrauchen. Immerhin ist mir ansonsten nichts von ihm geblieben. Ich will später nicht bereuen, das Erbe ausgeschlagen und keine

Fragen gestellt zu haben. Mehr als ein paar Tage wird das nicht dauern, ich habe bereits meine Termine gecheckt und kann die anstehenden Meetings verschieben oder online daran teilnehmen ...« Es war alles andere als ideal und absolut untypisch, dass ich berufliche Dinge für eine persönliche Angelegenheit hintanstellte. Becca hatte zwar verständnisvoll reagiert, als ich ihr in einer kurzen Nachricht von meiner Überlegung erzählt hatte, meine Agentin hingegen war weniger begeistert gewesen. Aber während der letzten Nächte hatte ich kein einziges Mal durchgeschlafen. Der Brief vom Nachlassgericht ließ mich nicht los. Vielleicht war es eine Illusion, dass die Reise nach Portugal mir einen Abschluss bezüglich der Gefühle für meinen Vater bringen würde. Gut möglich, dass das Erbe kaum Geld einbrachte, schließlich hatte ich keinen Schimmer, wie viel die Plantage abwarf. Aber im Grunde wusste ich, dass meine Entscheidung bereits gefallen war.

»Ich kann dich gut verstehen«, sagte Emma. »An deiner Stelle würde ich auch hinfahren, allein schon, weil ich viel zu neugierig wäre. Wenn du das beruflich hinkriegst, dann kann es wirklich nicht schaden, oder?«

»Ich hoffe es«, sagte ich, viel weniger überzeugt, als ich es gern gewesen wäre.

3

Ich landete bei Sonnenschein und einundzwanzig Grad in Portugal. Der Mai würde erst in wenigen Tagen anbrechen, dennoch bekam ich direkt das Gefühl, dem Sommer ein Stückchen entgegengeflogen zu sein. Während die Leute um mich herum in Richtung Gebäude und Ausgang drängten, blieb ich kurz stehen, blinzelte gegen das strahlende Blau über mir und holte tief Luft.

Die Vorstellung, dass mein Vater vor vielen Jahren ebenfalls hier gestanden haben musste, drängte sich in meinen Kopf. Hatte er sich darauf gefreut, ein neues Leben zu beginnen? Ohne meine Mutter und mich? Oder war er nur mit der Absicht gekommen, ein bisschen zu reisen? Abstand von der Familie zu bekommen und herauszufinden, was er eigentlich wollte? Eine Entscheidung, die sich meine Mutter nie geleistet hätte.

Ich schob den Gedanken beiseite und setzte mich in Bewegung. Während des Flugs war ich den Plan durchgegangen, den ich in Köln gefasst hatte: Ich würde mir bei der zuständigen Behörde in Faro das europäische Nachlasszeugnis ausstellen lassen, zur Farm fahren und herausfinden, ob die Frau meines Vaters tatsächlich ebenfalls in das Erbe eingetragen worden war. Wenn mir vor einer Sache graute, dann vor dieser Begegnung, aber auch das würde ich überstehen. Mit etwas Glück konnte ich meinen Anteil für einen guten Preis verkaufen und anschließend endlich einen Schlusstrich ziehen. Zumindest hoffte ich, dass mir das gelang.

Ich nahm das erste Taxi, das ich sah, und nannte dem Fahrer auf Englisch die Adresse des Ferienhauses, in dem ich ein Zimmer gebucht hatte. Es lag ein Stückchen außerhalb von Faro in einer kleinen Ortschaft. Auf den Fotos im Internet sah das Haus nach einer gemütlichen Unterkunft mit nur wenigen Zimmern aus.

Gerade, als wir den Flughafen hinter uns ließen, rief meine Mutter an.

»Hey, Mama.« Ich bemühte mich um einen unbeschwer-
ten Tonfall, aber so wie ich sie kannte, würde sie mich sofort durchschauen. »Ich bin eben gelandet und nun auf dem Weg zu meiner Unterkunft.«

»Ach, du bist schon da?« Sie klang überrascht, und ich fragte mich unwillkürlich, was sie von alldem halten musste.

Unser Kontakt war während der letzten zwei Wochen erheblich mehr geworden. Nicht, dass wir auf einmal viel tiefer oder ehrlicher miteinander sprachen, die Distanz, die in den letzten Jahren zwischen uns entstanden war, löste sich nicht einfach auf. Aber wir schrieben öfter, erkundigten uns pflichtbewusst und immer ein wenig besorgt, wie es der anderen ging.

Sie hatte alles über das Testament und meine Reisepläne wissen wollen, auch wenn ich bezweifelte, dass ihr das guttat. Zu erfahren, dass mein Vater mir die Farm hinterlassen hatte und ich mehr über sein Leben in Portugal herausfinden wollte ... Was brachte es ihr, außer noch mehr Schmerz? Ich schüttelte den Kopf, als könnte ich meine Gedanken so in eine andere Richtung lenken.

»Ja, der Flug ging heute Morgen.«

»Ach so.« Sie atmete hörbar aus, und für einen Moment sah ich sie ganz klar vor meinem inneren Auge. Ihre schulterlangen braunen Haare, die sie immer offen trug, ihr blaßes Gesicht, ihre großen blauen Augen, die sie an mich wei-

tervererbt hatte. Den angespannten Zug um ihren Mund, weil sie in den letzten Jahren zu wenig gelächelt hatte. Bestimmt liebten ihre Schülerinnen und Schüler sie trotzdem sehr – sie war als Mutter stets fürsorglich und geduldig gewesen, genauso wie als Ehefrau. Vermutlich ein wenig zu geduldig. Dass genau diese Stärken, ihre zarten, empathischen Züge, bei einem Mann wie meinem Vater zu Schwächen geworden waren, würde mich wohl nie ganz loslassen.

»Dann wünsche ich dir gutes Ankommen«, sagte sie nach einer viel zu langen Pause, und für den Bruchteil einer Sekunde hätte ich alles dafür gegeben, sie zu umarmen. Um sie zu trösten oder weil ich selbst Trost brauchte, wusste ich nicht. »Melde dich, wenn du in der Unterkunft bist, ja? Und wenn irgendwas ist, ich bin für dich da, okay?«

Ich nickte stumm und suchte nach den richtigen Worten, aber während sie vor der Kamera ohne Probleme verlässlich aus mir herausströmten, ließen sie mich jetzt im Stich.

»Mache ich. Danke.«

»Alles klar ... bis dann, Cassiopeia.«

»Bis dann.«

Ich legte zuerst auf, und eine tiefe Leere machte sich in mir breit. Manchmal wünschte ich insgeheim, ich hätte zu ihr diese Art von Beste-Freundin-Beziehung zwischen Mutter und Tochter, die in so vielen Serien und Filmen romantisiert wurde. Dann aber erinnerte ich mich an meine Kindheit und Jugend, an ihre erdrückende Sorge um mich und die große Traurigkeit, die nie ganz verschwunden war. Daran, dass ich mir alle Mühe gegeben hatte, ihr zu zeigen, dass ich sie nicht brauchte und sie sich auf sich selbst konzentrieren konnte.

Das war kein Filmmaterial, nur eine komplizierte Familiengeschichte.

Während der Fahrt schaute ich statt aufs Handy aus dem Fenster. Wir reihten uns in den Mittagsverkehr ein, und mein Blick blieb an einer Palme hängen, die sich im Wind bog. Aus dem Radio ertönte ein Schwall portugiesischer Wörter, von denen ich kein einziges verstand. Unter anderen Umständen hätte die Atmosphäre mich an Urlaubsgefühle erinnern können, doch so blieb ich angespannt.

In der Unterkunft begrüßte mich eine ältere Frau auf Portugiesisch. Sie trug ein geblümtes Kleid, und ihre überschwänglichen Gesten ließen mich unwillkürlich schmunzeln. Als sie meine überforderte Miene bemerkte, wechselte sie in ein gebrochenes Englisch, wobei sie entschuldigend meinen Arm tätschelte. Ihre Herzlichkeit traf mich unerwartet, tat nach den letzten nervenaufreibenden Tagen, in denen ich meine Entscheidung, nach Portugal zu kommen, mehr als einmal hinterfragt hatte, aber überraschend gut.

Mein Zimmer war klein. Die Einrichtung entsprach den Fotos auf der Webseite der Unterkunft. Auf dem breiten Bett lag eine weiß-rosa geblümete Decke, die Wände waren in einem hellen Beige gestrichen und eine braune Holzkommode, die mich an Secondhandflohmärkte erinnerte, stand neben den großen Fenstern. Ich fühlte mich auf Anhieb wohl und etwas von meiner Anspannung fiel von mir ab.

»Wenn du Fragen hast, komm jederzeit«, sagte die Frau, Maria, und warf mir ein aufmunterndes Lächeln zu. »Ich wohne unten im Erdgeschoss und bin nur ein Klingeln entfernt.«

»Vielen Dank«, sagte ich.

Sie nickte, dann zog sie die Tür hinter sich zu und ließ mich mit der plötzlichen Stille allein.

Ich trat an das offene Fenster, milde Luft strömte mir entgegen. Von hier aus konnte ich einen kleinen Garten sehen, eine tigergemusterte Katze reckte sich auf einer ros-

tigen Liege, ansonsten war alles ruhig. Hinter der Grünfläche reihten sich weitere Häuser, deren Fassaden in Orangerot und Ocker leuchteten. Die in Blüte stehenden Bäume davor machten das Bild idyllisch und ich wandte mich mit einem Anflug von Zuversicht meinem Koffer zu, um auszupacken.

»Sind Sie zum ersten Mal in Portugal?« Der Über-Fahrer, den ich übers Internet gefunden hatte, war in Small-Talk-Laune. Sein Englisch war gut, nur manchmal suchte er nach Worten oder verwendete einen portugiesischen Begriff. Ich war erleichtert, dass die Verständigung mit den Leuten bisher weniger umständlich verlaufen war als befürchtet.

»Ja«, erwiderte ich, was er nickend zur Kenntnis nahm, ehe er an einer Kreuzung zum Stehen kam.

»Und dann wählen Sie als Ziel nicht den Strand?«, fragte er leicht verwundert. Er hatte schwarze Locken und ein sonnengebräuntes Gesicht, was mich bei seinem Beruf überraschte – andererseits wusste ich natürlich nicht, wie er seine Freizeit verbrachte. Sein Alter war schwer zu schätzen, aber ich tippte auf irgendetwas zwischen vierzig und fünfzig.

»Ich wünschte, ich wäre für einen Strandurlaub hier«, sagte ich zögernd. »Aber ich bin sozusagen in einer Familienangelegenheit unterwegs.«

»Ah, die Familie!« Sein Gesicht leuchtete auf. »Dann haben Sie portugiesische Verwandte?«

»Nur einen ausgewanderten Vater«, rutschte es mir heraus. Der Fahrer schien meinen Stimmungswechsel zu spüren, denn er hakte nicht nach, worüber ich dankbar war.

Mein Kopf pochte seit dem Aufwachen unangenehm und ich hatte keinen Bissen von dem Toastbrot runterbekommen, das Maria mir auf einem geblühten Tablett zusammen mit Marmelade und einem Glas Orangensaft gebracht

hatte. Unruhig schaute ich aus dem Fenster und versuchte, die Nervosität auszublenden.

Die Farm lag gute zehn Kilometer entfernt im Nirgendwo. Laut Maps existierten in der Umgebung zwei kleine Ortschaften, die so was wie einen Dorfladen besaßen, ansonsten gab es weit und breit nichts als Felder, Wiesen, knorrige Bäume, die sich wie einsame dunkle Riesen in Richtung Himmel streckten, und weitere Plantagen.

Was hatte mein Vater an dieser Gegend nur so gemocht?

Klar, die Traumstrände der Algarve waren beeindruckend und ich konnte mir vorstellen, dass die Landschaft im Hochsommer einen gewissen romantischen Flair hatte. Aber sich hier gleich ein Leben aufbauen? *Dafür hast du alles eingetauscht und uns zurückgelassen?* Ich schluckte schwer.

Viel zu schnell erreichten wir einen kleinen Zufahrtsweg, der zur Farm führte. Ein unscheinbares Holzschild, auf dem in aufgedruckter Schrift *O Laranjal* stand – das portugiesische Wort für Orangenhain, wie ich aus dem Internet wusste –, war alles, was von der großen Straße aus auf die Farm hinwies. Das Auto holperte über die Löcher im Asphalt und ich verkrampfte mich unwillkürlich.

Heute Morgen hatte ich ratlos vor meinem Koffer gestanden und war kurz davor gewesen, die Frage *Was zieht man auf einer portugiesischen Orangenfarm an?* zu googeln. Oder Emma per Videocall um Rat zu fragen. Doch dann hatte ich mich für eine schwarze, etwas weiter geschnittene Stoffhose und ein olivgrünes Top sowie weiße Sneaker entschieden. Wenn ich mir die Staubwolke ansah, die unter den Reifen aufwirbelte, war ich mir sicher, dass ich die Schuhwahl noch bereuen würde.

»Wir sind gleich da«, verkündete der Fahrer und parkte auf einem kleinen Platz, hinter dem sich ein großes Gebäude erhob – in diesem Haus musste mein Vater gelebt haben. Ich

bedankte mich, ehe ich mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend ausstieg.

»Viel Glück«, rief der Fahrer noch, dann verschwand das Auto mit röhrendem Motor.

Vom Parkplatz führte ein schmaler Weg zu dem Haus, unter jedem meiner Schritte knirschte Kies und meine Sneaker waren innerhalb von Sekunden mit Staub bedeckt.

Mit gestrafften Schultern, mit denen ich mir selbst Mut machen wollte, betrachtete ich die Fassade des Gebäudes. Im Licht der Sonne glänzte der sandfarbene Stein so hell, dass es beinahe blendete. Das Haus verfügte, den nachtblauen Fensterläden zufolge, über drei Stockwerke. Eine der zwei Eingangstüren stand offen und führte in den kleinen Laden, den ich bereits auf der Homepage der Farm entdeckt hatte. Beim Eintreten klingelte eine kleine Glocke und ein erdiger Geruch, gemischt mit einer fruchtigen Zitrusnote, stieg mir in die Nase. An den Wänden reichten sich Regalbretter, auf denen sich Orangenmarmelade, Seifen und abgepackte Orangenkekse stapelten. Neben der Theke mit der Kasse gab es eine große Auslage mit Körben voller frischer Orangen. Sehr instagrammable, schoss es mir sofort durch den Kopf. *Eine kleine Auszeit nehmen*, könnte ich dazu schreiben. Wahlweise auch: *eine Prise Sommerglück im April*.

»Olá!« Eine junge Frau, die nun hinter der Theke erschien, begrüßte mich mit einem freundlichen Lächeln und erinnerte mich schlagartig wieder daran, warum ich hier war. Sie war klein und zierlich, hatte lange schwarze Haare und trug einen bunten Strickpullover, der ihr bis zu den Oberschenkeln reichte. Darunter trug sie eine schwarze Leggings und dunkle Boots. Alles an ihr schrie *alternativ* und *Hipster*, aber auf eine charmante Art.

»Hi«, begrüßte ich sie. »Ich suche Eliano Santos, wir haben einen Termin.«

Ich hatte ihn als Geschäftsführer auf der Homepage gefunden und per Mail kontaktiert. Er hatte für das Treffen keine genaue Uhrzeit angegeben, sondern gesagt, ich solle einfach am Vormittag vorbeikommen. Wenn ich etwas nicht leiden konnte, waren es vage Angaben. Und die Aussicht, auf der Farm herumzuirren, um einen Mann zu suchen, der für meinen Vater gearbeitet und ihn dadurch mit Sicherheit besser gekannt hatte als ich, erschien mir nicht gerade verlockend.

»Einen Termin?« Die junge Frau hob die Brauen, als hätte sie den Begriff noch nie gehört.

»Ja«, bestätigte ich und merkte selbst, dass meine selbstsichere Fassade ins Wanken geriet.

»Und du bist ...?« Ihr Lächeln blieb freundlich, aber ich glaubte, eine gewisse Vorsicht in ihren Augen aufblitzen zu sehen.

»Cassy Sander, ich ...« Die Worte wollten mir nicht über die Lippen. *Ich bin die Tochter des verstorbenen Besitzers?* Gut möglich, dass die Frau ihn gekannt hatte. Sehr wahrscheinlich hatte sie das. So wie alle hier.

Ich drängte den Anflug von Panik zurück, der mich ergriff. Das hier war kein sicheres Terrain, das spürte ich am ganzen Körper. Ein unangenehmes Kribbeln setzte in meinen Fingern ein, und ich ballte sie rasch zu Fäusten. Ein Rückzieher war keine Option. Ich hatte mich nicht durch mein erstes Praktikum am Filmset gekämpft und das Zittern meiner Hände bei den Gehaltsverhandlungen mit dem Sender versteckt, um jetzt am Besuch einer Obstplantage zu scheitern.

»Ah, richtig! Du bist Leanders Tochter, wie schön, dass du gut hier angekommen bist.« Ihr Lächeln wurde breiter, doch in ihren Blick trat Trauer.

Überfordert von den Emotionen der Fremden nickte ich